

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 1

Artikel: Eidgenössische Kunstpolitik
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-330215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eidgenössische Kunstpolitik.

Von *Emil Schibli*.

I.

Am 21. Juni dieses Jahres begründete Dr. Zimmerli, Stadtpräsident von Luzern, im Nationalrat ein Postulat, welchem vermutlich nicht das Interesse entgegengebracht wurde, das ihm gebührt. Das Postulat hatte folgenden Wortlaut:

«Der Bundesrat wird eingeladen, die Frage zu prüfen und darüber zu berichten, ob nicht die vom Bunde dem Schweizerischen Schriftstellerverein gewährte Subvention durch eine angemessene Erhöhung mit den kulturellen Aufgaben und den Bedürfnissen des Vereins besser in Einklang zu bringen sei.»

Der Direktor des Innern, Bundesrat Pilet, erklärte sich bereit, das Postulat entgegenzunehmen, aber die Vorbehalte, die er dabei machte, waren für den Schriftstellerverein nicht eben ermutigend. Man gab zu verstehen, daß man für die Kunst, für ihren Wert und ihre Probleme kein allzu großes Interesse habe. Daß insbesondere der schweizerische Schriftsteller und Dichter sich keiner besonderen Sympathien erfreut, trat einmal mehr wieder deutlich zutage. Es hat sich hierin seit den Zeiten Gottfried Kellers, der die Schweiz bekanntlich einen Holzboden für die Kunst nannte, wenig geändert. Gewiß, man ist froh, diesen selben Gottfried Keller zum tausendsten Male und immer wieder für patriotische Reden geistig ausbeuten und zitieren zu können, und man erinnert sich nun seit einer Reihe von Jahren auch der lebenden vaterländischen Dichter, wenn es sich darum handelt, einen zügigen und poetischen Leitspruch für die nationale Sammlung am 1. August zu bekommen. Daneben freilich kümmert man sich dann um diese Dichter herzlich wenig oder gar nicht. Man handelt nach der Maxime von Bundesrat Pilet, welcher sagte, der Dichter habe sich selbst durchzusetzen. Uebrigens: das will er natürlich. Es braucht dazu keines bundesväterlichen Antriebes. Es ist, möchte man sagen, der Kern, das innerste Wesen aller Kunst, sich durchzusetzen. Dazu manifestiert sie sich doch! Und nie wird es ein Künstler als wünschbar erachten, am Gängelbände des Staates geführt zu werden. Nein, da sei Gott vor! Der Staat seinerseits aber sollte weitherzig genug sein, den Künstler als Ideenträger anzuerkennen und zu fördern. Wer weiß, er, der Staat, liefe dann weniger Gefahr, in bureaukratischen Verschaltungen zu erstarren. Kunst ist ein Ferment, dessen der Staat und seine Führer nicht entbehren sollten. Man sehe in dieser Hinsicht doch einmal nach Frankreich hinüber!

Davon abgesehen, ist der Begriff des Sich - durchsetzens, auf einen Künstler bezogen, eine höchst gefährliche

Formulierung. Wer sie ausspricht, setzt sich damit in Verdacht, von einem Künstler zu verlangen, er habe mit seinem Werke ähnliches vorzunehmen wie ein Fabrikant oder Kaufmann, der ein Industrieprodukt auf den Markt bringt. Aber die Bedeutung eines Künstlers, so nahe dies unserem Empfinden vielleicht auch liegen mag, läßt sich nun einmal nicht an seiner Geschäftstüchtigkeit abmessen. Denke man doch, wohin das führen würde! Kleist und Nietzsche (die Aufzählung unsterblicher Namen ließe sich in diesem Zusammenhange fast unabsehbar vermehren) hätten sonst, für die Zeit ihrer materiellen Existenz wenigstens, als bedauernswerte Konkursiten zu gelten.

Schließlich aber ist es auch, Herr Bundesrat, nicht vor allem eine finanzielle, sondern eine geistige und, in gewissem Sinne, moralische Frage, die hier vorliegt, nämlich die Frage der Verpflichtung. Nun aber sind Fragen solcher Art heute kaum noch durch abgeleierte liberale Grundsätze zu lösen. Es wird offensichtlich immer klarer, daß diese Grundsätze in einer Epoche subtileren Denkens (ich möchte damit nicht spitzfindig, sondern verfeinert gesagt haben) falsch sind. Wirtschaftliche sowohl als geistige Vorgänge beweisen es. Auf die Kunst bezogen jedoch, sind sie, eben diese Grundsätze, ganz und gar unmöglich. Man kann eine Gesinnung, die — so läßt sich vermuten — annimmt, Hunger und künstlerisch-schöpferische Arbeit gehörten untrennbar zusammen, nicht wohl als kulturfördernd bezeichnen. Wenn es dennoch geschieht, so folgt daraus, daß man uns im Auslande, wie es ja tatsächlich und häufig geschieht, für Banausen hält.

Man verzeihe, wenn wir uns für unsere Sache nicht durch Bücklinge bemühen. Wir sind der Meinung, daß man sich um Kultur anders als durch Bücklinge zu bemühen hat. Es kommt nicht selten vor, daß man die Seele des Schweizers (des Inlandschweizers) als Portierseele anspricht. Dafür bedanken wir uns. Wir sind aus eben diesem Grunde auch nicht bereit, anzuerkennen, daß Kultur mit der Höhe eines Bankguthabens identisch sei. Darunter leiden wir ja! Diese Meinung ist daran schuld, daß Engherzigkeit, das heißt Mangel an Schwung und Weite in fast allen weltanschaulichen Fragen einen so hervorstechenden Zug des schweizerischen Charakters ausmachen. Man versucht bisweilen, ihn mit den geographischen Besonderheiten, mit der Enge und Abgeschlossenheit unseres Landes in Uebereinstimmung zu bringen.

Aber die Schweiz ist nicht Tibet. Sie liegt dem Strome der Zeit näher als manches andere Land. Sie ist außerdem heute, wie man überall weiß, ein reiches Land. Die Möglichkeit, sich kultureller ungleich bedeutsamer auszuwirken, als es geschieht, kann für die Schweiz nicht bestritten werden. Weshalb tut sie es nicht? Wir müssen über den üblen Verdacht und die offenen Beschuldigungen, nichts als kleinliche Geldverdiener zu sein,

hinauskommen. Man hält uns vor, mit mehr oder weniger zugespitztem Hohne, wir hätten uns hierin, eben in der Findigkeit des Geldverdienens, von jeher als von einer so großen Gerissenheit erwiesen, daß sie von keinem anderen europäischen Volke überboten werden könne. Point d'argent, point de Suisse! sagen die Franzosen. Dazu kommt, daß man bei uns Geld nicht verdient, um es wieder auszugeben, sondern um es möglichst festzuhalten und «anzulegen».

Selbstverständlich nun, daß ein solches Volk und daß die magistralen Vertreter eines solchen Volkes den Beutel zu knüpfen, wenn die Kunst etwas verlangt. Zugegeben: es gibt auch hier ein paar weiße Raben. Aber nicht von ihnen ist hier zu schreiben, sondern von dem, was für unsere Verhältnisse typisch genannt werden kann. Ich habe einmal zwei speckbäuchigen eidgenössischen Spießbürgern zugehört. Sie standen vor der Auslage eines Bücherladens. «Ich kann gar nicht begreifen,» sagte der eine zum andern, «wie manche Leute dazu kommen, sich Bücher zu kaufen. Wenn man ein Buch gelesen hat, dann hat man doch nachher nichts mehr davon. Bloß das schöne Geld ist fort. Da ist es doch gescheiter,» und er lachte aus einem verschleimten, dicken Halse herauf, «eine gute Flasche zu trinken.» Nun, der andere war, ohne lange überlegen zu müssen, derselben Meinung. Ja, für eine Flasche Wein, für ein Sauöhrlein oder Fondue legt man seinen Silberling gerne auf den Tisch, denn — «davon hat man doch etwas». Dies ist bürgerlich-eidgenössisches Denken im Durchschnitt. Es spiegelt sich auch in unserm Kulturprogramm, dessen Dürftigkeit sich anders nicht erklären läßt. Davon reden wir noch.

II.

Wir sind gewohnt (und bilden uns nicht wenig darauf ein!), uns auf das Normale, auf das Nützliche und Notwendige zu beschränken. Nun ist aber Kunst weder normal noch nützlich. Man kann, finden wir, sehr wohl auch ohne sie leben. Die biedere eidgenössische Seele erhält in mannigfachen und zahlreichen Festen Spannung und Entspannung genug. Und so kommt es denn auch, daß unser Bundesrat zwar an Schützenfesten oder Konferenzen von Bankiers vertreten ist, aber sozusagen niemals an einer Versammlung von Künstlern. Nein, dazu hat man keine Zeit. Wie es denn, zum Beispiel, ja auch nicht notwendig und nützlich war, an der Beerdigung Spittellers teilzunehmen, der eben nur ein weltberühmter Dichter und nichts weiter war. Man durfte diesem überragenden Repräsentanten schweizerischen Geisteslebens, diesem Träger und Gestalter unseres Genius, das letzte Ehrengelichte nicht geben. Der Konsequenzen wegen, vernahm man damals aus dem Bundeshause. Man wüßte sonst nicht, wem in Zukunft die Ehre eines

bundesrätlichen Geleites zukäme und wem nicht. Kann man sich eine auf das geistige Ausland blamablere Wirkung vorstellen als diese? Sind wir berechtigt, uns zu entrüsten, wenn hervorragende Köpfe des Auslandes so verächtlich als immer möglich von unserem geistigen Leben sprechen? Wenn, um unter vielen nur einen zu nennen, der norwegische Dichter Hamsun uns, eben weil es dem Schweizer Künstler und Dichter so unendlich schwer gemacht wird, sich europäisch zu manifestieren, kurz und bündig ein kleines Scheißvolk nennt, welches nichts besitze, was Kultur genannt werden kann. Natürlich ist das über die Schnur gehauen, aber irgendwie, und zu Recht, werden wir eben doch getroffen. Wir, das heißt der Staat, die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Man ist bei uns nur dann geneigt, einen Künstler anzuerkennen, wenn er im Ausland zur Geltung gelangt. Einige erfreuen sich auch eines lokalen, höchstens kantönliweiten Rufes. Aber im ganzen genommen bleibt der Künstler bei uns eine im Grunde bemitleidenswerte, weil aus dem bürgerlichen Geleise gekommene und also vermutlich nicht ganz zurechnungsfähige Existenz. Man rubriziert ihn, wenn überhaupt, in der Kategorie armer Teufel. Er bleibt, wenn es ihm nicht gelingt, sich wirtschaftlich «durchzusetzen», gesellschaftlich geächtet.

III.

Der Schweizerische Schriftstellerverein hat zum Zwecke die Erhaltung und Förderung des schweizerischen Schrifttums. Diesem Zwecke dient in erster Linie die dem Verein gehörende Werkbeleihungskasse, aus welcher insbesondere jüngern Autoren sowie Verfassern von Werken, die ihrer Natur nach auf einen größeren Absatz nicht rechnen können, unkündbare Darlehen von mindestens 500 und höchstens 5000 Franken gewährt werden. Die Kasse soll Berufenen ermöglichen, ihrer Berufung zu folgen.

Beliehen werden die Manuskripte von Werken, die von einem aus 9 Mitgliedern bestehenden Prüfungsausschuß als des Druckes würdig befunden werden. Die Kasse ist 1921 gegründet worden. Sie entsprach einem dringenden Bedürfnis, sollte der schweizerische Schriftsteller nicht völliger Verarmung entgegengehen und mangels materieller Existenzmöglichkeit überhaupt nicht mehr seinem Berufe leben können. Der Verein verlangte damals (1921), gestützt auf die Tatsache, daß die bildenden Künste aus der Bundeskasse jährlich 120,000 Franken, das Kunstgewerbe 40,000 und die Tonkunst 37,000 Fr. erhalten, für die schweizerischen Schriftsteller eine Jahressubvention von 50,000 Franken. Die Eingabe stützte sich dabei auf folgende Erwägungen:

«Der berufene Schriftsteller darf von der Gemeinschaft des

Volkes fordern, daß sie ihm zur Existenz so viel beiträgt, daß wirkliches schriftstellerisches Schaffen möglich wird. Kein Volk kann kulturell bestehen ohne die Werke, in denen es selbst, sein Wesen, sein Genius, Gestalt findet.»

Der Bundesrat gewährte damals aus der Arbeitslosenkasse einen einmaligen Beitrag von 100,000 Franken, welcher 1926 um weitere 30,000 Franken vermehrt wurde. Im übrigen fand man, eine jährliche Subvention von 3000 Franken (wazu noch weitere 2000 Franken an die Schweizerische Schillerstiftung kommen) sei genügend.

Heute ist die Lage so, daß, falls der Kasse keine ausreichende Hilfe gewährt wird, ihre Mittel in wenigen Jahren erschöpft sein werden.

Ich will hier gleich beifügen, wie andere kleine Staaten, die sich an Wohlhabenheit mit der Schweiz lange nicht messen können, es in dieser Beziehung halten. Das norwegische Parlament bewilligt zur Förderung seines Schrifttums jährlich 23,000 Kronen = 31,800 Schweizerfranken. Das kleine Dänemark gibt für seine Dichter jährlich 161,000 Schweizerfranken aus. So erhält zum Beispiel der dänische Arbeiterdichter Andersen Nexö seit Jahren einen staatlichen Ehrensold, der es ihm ermöglicht, ganz seinem dichterischen Schaffen zu leben. Auch Finnland leistet für seine Dichter Bedeutendes, ebenso die Tschechoslowakei, ganz zu schweigen von andern, größern Ländern.

IV.

Es mag vielleicht die Frage auftauchen, in welchem Zusammenhang denn nun der Schweizerische Schriftstellerverein und seine Nöte mit der schweizerischen Arbeiterpresse und ihren Lesern gestellt werden solle. Man wird sagen: die schweizerische Arbeiterschaft hat andere Sorgen. Außerdem: Was tun denn die Schweizer Dichter für sie oder was haben sie bisher getan? Welcher unter ihnen nimmt sich ihrer Kämpfe an? Welcher steht für uns ein, wenn es gilt, ein soziales Postulat zu verwirklichen, eine Schandtät an den Pranger zu stellen? Ist es nicht so, daß, weil wir keinen klassenbewußten Dichter haben, man davon, daß es auch ein schweizerisches Proletariat gibt, daß auch bei uns das Elend dieser schicksalverdammten Klasse zu finden ist, nichts weiß? Wie sollen wir also dazu kommen, wir schweizerischen Proletarier, uns um unsere bürgerlichen Dichter, für die wir sonst, wie es scheint, nicht da sind, zu interessieren?

Nun, es wäre kurzsichtig genug, so zu denken. Keinem brennt die Not stärker auf die Finger, keiner ist mehr gehemmt, schöpferische Arbeit zu leisten, als der proletarische Dichter. Und es gibt ihrer welche, Genossen, auch bei uns in

der Schweiz. Daß ihr sie nicht kennt, nichts von ihnen wißt, ist nicht ihre Schuld. Und wißt ihr denn, was an Talenten unter euch lebt und nur darauf wartet, sich entfalten zu können? Wäre es denn nicht möglich, daß auch aus der schweizerischen Arbeiterklasse ein Nexö hervorgehen könnte? Es fehlt vielleicht nur der Boden, der diesen Dichter trägt. Es fehlt ihm, Arbeiter, das Interesse, das ihm ermöglichen würde, sich im Sinne eurer Klasse dichterisch auszuwirken. Nicht als Tendenzschriftsteller zwar (dafür sind die Politiker da), auch nicht als Verfasser von sentimental und dilettantischen Gedichtchen, wohl aber als Kündler und Rufer für die Menschenrechte der Darbenden. Uns, den Rufern, liegt es ob, die Wahrheit zu sagen, und nichts als die Wahrheit! Daneben: niemand weniger als ihr könnt des Sängers entbehren, Genossen! In dem prachtvollen Buche «Die Baumwollpflücker» des mexikanischen Arbeiterdichters Traven wird uns die seelische Wirkung eines Liedes (die Tat eines Dichters also) in meisterhafter Weise geschildert. Es heißt da:

«Als einige der Peons schon so weit waren, aufzusitzen, sprangen Antonio und Gonzalo plötzlich auf, warfen ihre großen Hüte in die Luft und begannen mit schrillen Stimmen zu singen:

Es trägt der König meine Gabe,
Der Millionär, der Präsident —

Die Leute hörten sofort auf, an ihren Tieren zu arbeiten, und standen stille wie Soldaten nach einem Kommando. Sie hatten das Lied nie gehört, fühlten jedoch sofort mit dem Instinkt des Mühseligen, daß es ihr Lied sei, daß dieses Lied mit dem Streik, mit dem ersten Streik, den sie erlebten, ebenso innig zusammenhing wie ein Kirchenchoral mit der Religion. Sie wußten nicht, was I. W. W. war (Industrial Workers of the World; eine sehr radikale Arbeiterorganisation), was eine Organisation bedeutet, was eine Klasse sei. Aber der Gesang hämmerte auf sie ein, die Worte trafen den Atem ihres Daseins. Und das Lied schmiedete sie zusammen zu einem ehernen Block. Das erste leise Bewußtsein der ungeheuren Macht und Stärke der zu einem gemeinsamen Wollen vereinigten Proleten erwachte in ihnen.»

Freilich, die Voraussetzung einer solchen Schilderung, eines solchen Sagen-Könnens, ist auch für den Dichter die Kenntnis, die Verbundenheit und Liebe zum mühselig beladenen Volke. Aber, ich wiederhole es hier: Glaubt nur nicht, daß der schweizerische Dichter oben auf dem gesellschaftlichen Rahm schwimmt (das Gegenteil sollte ja nun bewiesen sein). Es verhält sich nicht so, auch wenn er vielleicht so tut, auch wenn er, einmal zum Bürgertum aufgestiegen, seine Herkunft ängstlich zu verbergen sucht. Ich entsinne mich des Aus-

spruches eines unserer bürgerlichen Literaturkritikers, nachdem mein Buch «Die innere Stimme» erschienen war. Er sagte zu mir, ein wenig verwundert, als ob er der Sache nicht ganz traute: «Ich wußte gar nicht, daß es das in der Schweiz gibt!» «O doch», gab ich zur Antwort, «das gibt es — leider. Ich habe es am eigenen Leibe und an der eigenen geschundenen Seele erfahren müssen.»

V.

Wenn ich nun, zum Schlusse, auf meine Absicht, das arbeitende Volk für die Sache der schweizerischen Dichter aufzurufen, zurückkomme und das eingangs abgedruckte Postulat nochmals erwähne, geschieht es in der Ueberzeugung, daß man uns, die Dichter, ohne den Appell an das Volk nicht anhören wird. Euch, die Masse, müssen wir aufrütteln! Ihr da unten, ihr, die aus dem Dunkel Emporstrebenden, ihr, die wahren Träger der Demokratie müßt den Stolz haben, auch eure Dichter zu tragen. Das Kapital kümmert sich den Teufel um sie! Man sehe sich einmal eine Mitgliederliste, einen Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung daraufhin an. Die Kleinen sind es, die die Stiftung tragen. Die Armen sind es, hier wie immer und überall, nicht die Reichen!

Wir warten und zählen auf euch, Genossen! Das Volk ist die Erde, in der wir wurzeln müssen, an ihm und aus ihm erwachse uns unsere Aufgabe. Nur dann kann der Schweizer Dichter über seine allzu engen Bezirke hinauskommen, wenn die Seele des Volkes und das Blut des Volkes in ihm lebt und schafft, und nur dann könnt ihr selbst über die Notdurft des Tages hinaus und hinweg kommen, wenn das Wesen der Dichter von euch Besitz ergreift, Volk und Dichter einander verbunden sind. Denn es ist ja nicht so, wie ich neulich in einem Arbeiterblatte las, daß Religion Privatsache sei, nein, Religion (und der Dichter viel mehr als der Pfarrer ist Träger der Religion) ist Gemeinschafts-sache. Gerade der Sozialismus ist ohne Religion, ohne Beziehungen zur Kunst und zum Künstler (dies im tiefsten Sinne menschlicher Beziehungen verstanden) ja gar nicht denkbar.

«Ein Volk muß idealer Anstrengungen fähig sein, sonst richtet es sich zugrunde», hat der verstorbene Schweizerdichter Jakob Boßhart sich aufgeschrieben. (Ein Dichter übrigens, der ein Sozialist war, auch wenn er nicht zur Partei gehörte.)

Man beginnt in unseren Reihen, scheint es mir, auch immer mehr einzusehen, daß wir Sozialisten dieses dichterischen Wesens (Wahrheit und Schönheit) bedürfen. Unser Weg ist noch weit. Wir dürfen nicht gleichgültig werden, wir dürfen nicht müde werden. Und wer mehr als der Arbeiter muß nicht nur auf seine Füße blicken, sondern, wann immer er kann, auch zur Sonne, zu den Sternen hinauf? Eben darum ist es eure

Pflicht, Genossen, des Dichters nicht zu vergessen. Der Dichter dichtet euch kraft eines göttlichen Funkens, der in ihm zündet, eure Leiden und Lieder, eure Mühsal und Freude. Und der Dichter, der Seher ist es, welcher über den grauen Tag hinaus in eine bessere, sonnigere Zukunft sieht und die helle Flamme der Hoffnung in euch immer wieder anzufachen weiß. Es ist der Dichter Nexö, der in «Pelle der Eroberer» diesen ausrufen läßt: «Genossen! Vielleicht werden wir hier das Neue nicht erleben, aber durch uns soll es einstmals zur Wirklichkeit werden!»

Dies alles läßt mich hoffen, daß unsere Genossen Nationalräte sich unserer Sache annehmen, daß die Arbeiterpresse unsere Angelegenheit zu einer öffentlichen und wichtigen Angelegenheit macht. Es beweise die schweizerische Arbeiterschaft hier einmal, daß sie einen Kulturwillen, über den die andern, die Allzusatten, lächeln, lebendig in sich trägt und daß sie ihn, ohne gleich wieder einzuschlafen, wie das bei uns so gang und gäbe ist, fruchtbar machen, zur Tat umformen kann!

Joseph Wauters.

Von *Jean Allard*, Jupille (Belgien).

«Joseph Wauters ist nicht mehr. Der Sozialismus verliert einen feurigen Apostel, die Arbeiterklasse den Verwirklicher sozialer Reformen, das Land einen großen Bürger, die Menschheit einen vornehmen Geist», so schrieb «Le Peuple» als Ueberschrift seiner Nummer vom 1. Juli, dem großen Toten gewidmet, den wir alle beweinen.

Einen Monat später können wir noch viel besser die Größe des erlittenen Verlustes abschätzen, uns Rechenschaft geben von der Richtigkeit der Worte, welche die während zwanzig Jahren von ihm redigierte Zeitschrift aussprach, die unter seiner Führung eines der bedeutendsten Organe der sozialistischen Internationale geworden ist.

Wauters war geboren am 8. November 1875 zu Rosoux, einer kleinen Gemeinde des Hesbayschen Bezirkes bei Lüttich; Sohn eines Landwirtes, war er der älteste einer zehnköpfigen Kinderschar.

Er besuchte mit glänzendem Erfolg die Mittelschulen Warremmes und Lüttichs und wurde an der Hochschule dieser Stadt Schüler Springs und Césaros.

Gern erinnerte er in Versammlungen und Vorträgen daran, daß er Sozialist wurde, als er beim Besuch der Universität täglich in der Eisenbahn mit den Arbeitern der ländlichen Ge-